

Im Hause des Verräters.

In der schmalen Burgstraße von Bielefeld, die in alter Zeit nur ein kleines Tor nach dem Sparrenberg hin besaß, das den Verkehr zwischen der Stadt und der Feste vermittelte, lag seitwärts in einer kaum fünfzig Schritt langen Sackgasse ein altertümlich gebautes Haus. Dieses gehörte dem Italiener Santanelli. Reiche Schätze, so munkelten die Bewohner dieses einsamen Stadtviertels, lägen in einem geheimen Gewölbe verborgen. Denn man sah in mancher Nacht Licht durch die Spalten des unteren Mauerwerks schimmern und hörte das Pochen eines Hammers und das Klirren von Metall.

Es war am Abend des zweiten Tages, seit der Sparrenberg von den erbitterten Landleuten umringt worden waren, als in der Sackgasse, die zum Hause des Santanelli führte, ein hoher, schlanker Mann einbog. Er trug die Kleidung eines Ravensberger Bauern. Und man hätte sofort in ihm jenen Fremden wieder erkannt, der auf der Schwedenschanze den beiden Junkern begegnet war. Einen Augenblick warf er einen prüfenden Blick auf das Haus des Italieners, dann trat er rasch an die Türe heran und pochte.

Der Kopf eines Mädchens erschien am Fenster und fuhr also bald mit einem lauten Ausruf wieder zurück. Kurz darauf knarrte die Türe in ihren Angeln und der Fremde trat ein.

„O Adrian, du lebst noch, Gott sei gepriesen!“ rief das Mädchen, eine blühende, schöne Gestalt von sechzehn Jahren, lebhaft aus und hängte sich an den Hals des jungen Mannes. „Ich hielt dich für tot oder doch von Tillyschen weit weit weggeführt und nun bist Du da! Doch was fehlt Dir? Du blickst mich so finster an. Freust Du Dich nicht, mich wieder zu sehen? Liebst Du mich nicht mehr? Sprich, Adrian, was soll das? Was hast Du?“

„Wo ist Dein Vater, Anna?“ forschte der junge Mann mit dumpfen, unheimlichen Klänge. „Er ist seit gestern verreist,“ antwortete das Mädchen. „Doch was soll das? Sprich, ich flehe Dich an?“ „Was es soll, Rache will ich an ihm nehmen,“ rief Adrian mit heiserem Klänge. „Er hat uns verraten, schändlich verraten! Beim Allmächtigen, er verdient den Tod und muss ihn erleiden! Meine Brust will mir zerspringen beim Gedanken, dass die Tochter eines Verräters meine Braut ist, dass ein heimtückischer Feind meines kurfürstlichen Herrn mein Schwiegervater werden soll.“

„O Adrian, sprich nicht so,“ flehte Anna Santanelli und hielt ihre Hand auf des Sprechers Mund. Dieser aber stieß sie halb unsanft zurück und sagte: „Wusstest Du um den schurkischen Plan Deines Vaters?“ „Was gehen mich eure Pläne an,“ entgegnete Anna beleidigt, „ich weiß nur, dass ich Dich lieb habe und weiter auf der ganzen Gotteswelt nichts, gar nichts. Aber jetzt willst Du uns ja vernichten, Du scheinst mich zu hassen. O Adrian, was soll aus mir werden, wenn Du mich verlässt!“

Das Mädchen schluchzte laut und hielt ihre Schürze, die mit Brabanter Spitzen, ein Geschenk ihres Vaters, besetzt war, an das blasse, aufgeregte Gesicht.

Einen Augenblick betrachtete Adrian Pontz die schöne Gestalt seiner Geliebten mit finsternen Blicken, dann trat er rasch an sie heran, zog die Schürze sanft fort und sagte: „Sprich, Anna, wusstest Du nichts von dem Plane Deines Vaters?“ „Gar nichts,“ antwortete sie. „Hast Du auch später nichts von demselben gehört?“ forschte der junge Mann weiter.

Das Mädchen besann sich eine Weile, dann sagte es nachdenklich: „Ich weiß nur, dass die Leute in unserer Nachbarschaft seit einigen Tagen höchst hässlich gegen uns sind, auch meinen Vater einmal mit Steinen verfolgt haben. Aber erzähle mir, was hat er verbrochen, was hat er angerichtet?“

„Armes Mädchen,“ sagte Adrian Pontz weicher und ergriff die Hand seiner Braut. „Nein,“ rief sie aus, „jetzt bin ich wieder unendlich reich.“ und ihre Augen leuchteten unter Tränen. „Höre mich an,“ sagte der junge Mann, „lass uns fliehen! Ich bringe Dich nach einem sicheren Ort, wo Du die Zeit des Friedens ruhig abwarten kannst.“

„Was soll aber dann aus meinem Vater werden?“ fragte das Mädchen ängstlich. „Er ist ein Verräter,“ entgegnete der junge Mann nicht ohne Heftigkeit, „lass ihn fahren! Du musst Dich jetzt für mich oder ihn entscheiden!“ „Weshalb kann ich nicht euch beide behalten und besitzen?“ forschte Anna Santanelli. „Ich habe meinem Kurfürsten den Eid und Treue geschworen und den will, den darf ich nicht brechen,“ entgegnete der Offizier.

„O Adrian, was seid ihr Männer für sonderbare Geschöpfe!“ rief das Mädchen aus. „Du hast mir wohl hundert Eide der Treue geschworen und die wolltest Du so rasch vergessen. Den einen aber, welchen Du dem Kurfürsten geleistet hast, willst Du heilig halten bis an Dein Grab! Ich verlange jetzt von Dir, dass Du auch jene erfüllst und mich zu Deinem Weibe machst, ohne dass Du allerlei Nebendinge einflichst.“

„Das geht nicht, Anna,“ sagte der Leutnant nicht ohne Verlegenheit, „ich müsste dann den Dienst des Kurfürsten verlassen.“ „Das tu, Adrian, diesen einen Gefallen kannst Du mir wohl erweisen,“ erwiderte das Mädchen. „Mein Vater hat Geld genug, wir können alle Drei recht gut davon leben. Vorgestern erst hat mein Vater tausend Goldgulden aus der Regimentskasse der Tillyschen empfangen.“

„Schweig, ha, schweig Weib!“ knirschte der Leutnant. „O wie schrecklich, wie schmachvoll wäre es für mich, für meine ganze Familie, wenn ich dich zum Weibe nähme! Man würde mit Fingern auf mich zeigen und sagen: Der hat die Tochter des Verräters zur Frau genommen. Er spielte gewiss mit dem Buben Santanelli unter einer Decke, verriet seinen Herrn und brach seinen Eid! Gott im Himmel, Anna, ich könnte Dich zermalmen, wenn Du noch einmal ein solches Ansinnen an mich stellst!“

Das Mädchen fuhr erschrocken zurück und starrte den Geliebten sprachlos an: Adrian Pontz aber erbebte, wie die Eiche, welche ein Blitzstrahl getroffen hat.

„Ich weiß jetzt nichts mehr,“ jammerte Anna Santanelli endlich, „als dass Du mich unendlich unglücklich gemacht hast. Willst Du mich verlassen, so gehe. O nein, verlasse mich nicht, ich flehe Dich an, tu es nicht, es wäre mein Verderben!“

„Folge mir, Anna.“ bat der junge Mann. „Ja, ich wills, bis an das Ende der Welt!“ rief sie aus und flog an seinen Hals. Adrian Pontz schloss seine Braut fest an sich, dann verließen beide das Haus. „Verzeihe mir, Vater!“ flüsterte Anna Santanelli und zog den Schlüssel zur Haustüre ab. Es war mittlerweile ganz dunkel geworden. Ein heftiges Musketen-Feuer erhob sich eben auf dem Sparrenberge. Die Feste war wie illuminiert von den aufblitzenden Schüssen, und aus dem Tal des Gadderbaumes, welches von Westen und Süden die Burg umgibt, dran das Geschrei der stürmenden Bauern. Ganz Bielefeld war auf den Beinen, alles horchte voll Entsetzen auf das Getöse des Kampfes. Adrian Pontz führte seine Braut rasch die Burgstraße hinab, an der St. Marienkirche vorüber, durch mehrere Gässchen hin, bis er endlich vor einem größeren Hause stehen blieb, dessen Baustiel auf einen herrschaftlichen Sitz deutete. Er schellte eifrig. Bald darauf wurde das große Tor geöffnet und er führte sein Braut in einen weiten Hof. „Hier wohnt ein Freund und entfernter Verwandter von mir,“ flüsterte er Anna zu. „In seiner Familie wirst Du für einige Tage Schutz und Sicherheit finden. Mich selbst aber treibt die Pflicht für heute wieder hinaus.“ Mit diesen Worten geleitete er das erschrockene Mädchen in das herrschaftliche Gebäude. Nach ungefähr zehn Minuten aber eilte der junge Mann wieder hinaus dem nahen Oberntore zu. Der Wache dort zeigte er eine Karte und nun wurde er hinein gelassen.

Inzwischen tobte der Kampf an den Abhängen des Hügels, auf welchem die Sparrenburg erbaut ist, mit unverminderter Kraft fort. Der Bauer, geführt von kundigen Männern, will das Felsennest dem Feinde entreißen, es koste, was es wolle. Am Fuße des Scharpentiners, eines kleinen Außenwerkes, das in scharfer Kante wohl achtzig Fuß tief abfallend, sich auf die steile Wandung des Hügels stützt, stand eine Hütte. Diese hatte man im wilden Anstürmen bereit gewonnen und besetzt, als Adrian Pontz auf dem Kampfplatz ankam. Er wusste, dass auf dem Scharpentiner große Steine und Blöcke lagen, die von den Belagerten mit leichter Mühe den Stürmenden auf den Kopf geschleudert werden konnten. Schon hörte er das Rollen der Masse nach der Kante des Vorwerks hin. Noch einige Minuten und Hunderte von Bauern mussten ihr Leben verlieren.

„Hierher, Leute!“ rief er mit Donnerstimme, hierher, wenn ihr nicht zerschmettert sein wollt!“ Mit diesen Worten deutete er nach dem nördlichen Rundturme, wo, wie er wusste, die Stürmer sowohl vor den Steinblöcken als auch dem Gewehr- und Kanonenfeuer sicher waren. Viele folgten ihm sofort, meinend, dort könne man zur Burg gelangen. Eine Anzahl der Bauern aber, welche entweder ihn nicht verstanden hatten oder seinen Ruf missachteten, blieb an dem gefährlichen Orte zurück. Da brausten die Steine herab. Schmetternd schlugen sie auf, im Rollen alles niederreißend, was ihnen im Wege lag. Ein lautes Schmerzengeschrei begleitete den Steinhagel. Über ein Dutzend der Stürmer hatten einen jähen Tod gefunden, die übrigen aber flohen nach allen Seiten in das Tal hinab.

„Sturmleiter!“ rief jetzt die Stimme des Adrian Pontz. „Sturmleiter her!“ donnerten echoartig die Bauern, welche sich an diesem Orte um ihren unbekanntem Führer gesammelt hatten. Aber die verlangten Geräte kamen nicht. Nach wenigen Minuten aber erschienen die Verteidiger auf dem Teil der Mauer, welche bedroht war, und nun flogen brennende Pechkränze und Fackeln, Kugeln und Steine, Balken und gefüllte Säcke herab, also, dass Pontz bald erkannte, dass auch auf diesem Punkte ihres Bleibens nicht länger sein konnte. Er gab das Signal zum eiligen Rückzuge und bald waren die Stürmer von dem Fuße der Burgmauern verschwunden. Der erste Angriff auf die Feste hatte sich als vergeblich erwiesen.

Ein lautes Siegesgeschrei der Besetzung begleitete den Rückzug der Angreifer, Steine und Kugeln pfften ihnen nach. Adrian aber wandte sich, am Gadderbaume angekommen, ärgerlich über den heillosen Plan der Bauernführer, dem nahen Tore von Bielefeld wieder zu. Wohl blickten sich die Landleute nach ihrem kühnen Anführer um, aber vergeblich. Sie sahen ihn vorerst nicht wieder und fragten umsonst, wer er sei.

In dem Gadderbaumer Tal, das noch eben widerhallte von dem Kriegsruf der stürmenden Landleute, herrscht bald darauf die Stille der Nacht. Schweigend starrten die Kirchtürme des nahen Bielefeld, schweigend die Tannen, welche die Gelände der Höhen besetzt hielten, zum Himmel empor, dessen Lichter so friedlich herab funkelten auf die schlummernde Erde. Je dann und wann durchklangen die Glocken der Stadt die feierliche Ruhe, sie klangen so manchem sterbenden Ravensberger, der auf den Abhängen der Sparrenburg lag, zum ewigen Frieden. Drunten im Tal aber rauschte die Lutter wie sonst, tönte der Nachtgesang der Frösche, das Lied der Nachtigall wie immer, unterbrochen zuweilen von dem Gebell der Wachhunde in den Bleicherhütten, das in langgezogenen Tönen zum Himmel empor drang.



St. Marienkirche in Bielefeld

(Bildquelle: Wikipedia)